

Vorwort

Franz-Josef Arlinghaus, Walter Erhart, Lena Gumpert, Simon Siemianowski

Das von der kanadischen Künstlerin Heather Horton gemalte Titelbild dieses Buches zeigt zwei Frauen, die sich selbst im Spiegel betrachten. Bei einem genaueren Blick fällt jedoch auf, dass *The Four Lauras* dieselbe Frau zweimal zeigt, die durch den Blick in den Spiegel gleich vierfach abgebildet ist. Die vier Lauras zeigen zwei in Kleidung und (Tages-)Zeit höchst unterschiedliche Facetten des Ich, jeweils dem eigenen Selbst gespiegelt und zurückgeworfen. Sich selbst zu repräsentieren, scheint in einer mehrfachen Relativierung unterschiedlicher Selbstbilder zu bestehen, sogar noch bevor andere Personen und Figuren überhaupt Teil dieser Selbstbeschreibung werden. Doch nach welchen Mustern erfolgt dieses In-Beziehung-Setzen unterschiedlicher Selbst- und Fremdbilder? Und durch welche Umstände wird es bedingt?

Die jeweilige Ausprägung und das spezifische Moment solcher Selbstrelationierungen könnten darüber Auskunft geben, wie sich das Individuum zu unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen gesellschaftlichen Orten jeweils konstituiert. Unter den zahlreichen Formen, sich in eine Beziehung zu sich selbst (und zu anderen) zu setzen, scheinen Praktiken des Vergleichens einen besonderen Blick auf diesen Vorgang zu ermöglichen, da sie nicht einseitig Differenz oder Ähnlichkeit betonen, sondern beides zugleich in Szene setzen: Erst die Annahme einer Ähnlichkeit ermöglicht im Vergleichen die Beobachtung von Differenz.

Das vorliegende Buch hat den Status eines Experiments. Geschichts- und Literaturwissenschaftler*innen machen sich darin gemeinsam auf die Suche nach den bislang weitgehend unbemerkt gebliebenen Spuren des Sich-Selbst-Vergleichens in autobiographischen Texten des Mittelalters, der frühen Neuzeit und der Moderne. Sie untersuchen die Thesen der Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft zum autobiographischen Schreiben, sie prüfen theoretische Modelle zur Beschreibung vormoderner und moderner Individualität und erproben sie in einer Reihe von detaillierten Fallstudien und

konkreten Interpretationen zu Selbstzeugnissen des 11. und 12. Jahrhunderts, zu Familien- und Hausbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts sowie zu Autobiographien vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Die Vorläufigkeit dieser Studien ist Programm: Es handelt sich nicht um eine neue Geschichte der Autobiographie, sondern um einen ersten Weg, die grundlegende Relationalität des autobiographischen Schreibens neu zu erkunden und zu diesem Zweck die wechselvolle Geschichte des Sich-Selbst-Vergleichens in den Blick zu nehmen. Die Beiträge erzählen insgesamt weder eine kontinuierliche Entwicklung noch beschreiben sie eine Gattungsgeschichte der Autobiographie mit vereinzelten Höhepunkten, die bei den *Bekenntnissen* von Augustinus beginnen und mit Goethes *Dichtung und Wahrheit* auch fast schon wieder enden würde. Die hier vorgestellten Analysen autobiographischer Texte beschreiben vielmehr eine Reihe unterschiedlicher, historisch bedingter Schreib- und Erzählformen, mit denen sich ein autobiographisches Ich in Bezug zu sich selbst und zu anderen zu setzen versucht. Zugleich verweisen jedoch Querverweise zwischen den einzelnen Beiträgen auf ähnliche oder abweichende Befunde sowie auf mögliche Anschlussfragen.

Dieses Experiment steht im Kontext einer Zusammenarbeit im Sonderforschungsbereich *Praktiken des Vergleichens. Die Welt ordnen und verändern* (SFB 1288) an der Universität Bielefeld. Ausgangspunkt des gemeinsamen Teilprojektes mit dem Titel *Nonkommensurabel? Das sich vergleichende Selbst in Vormoderne und Moderne (11.–19. Jahrhundert)* war die Spannung zwischen der behaupteten Unvergleichbarkeit des modernen Individuums einerseits und dem allgemeinwährtigen Phänomen des sozialen Vergleichens andererseits. Das Ich wird als unvergleichbar positioniert – und scheint sich doch ständig mit anderen zu vergleichen: Dieser paradoxe Sachverhalt – so die Vermutung – wird vor allem auch in autobiographischen Texten ausgetragen, deren Funktion und Legitimation trotz der ständigen Relationierung mit anderen nicht zuletzt gerade darin zu bestehen scheint, die Besonderheit ihrer Verfasser*innen in spezifischer Weise auszuweisen.

Das Paradox der Unvergleichbarkeit gewinnt seine Konturen insbesondere dann, wenn man autobiographische Texte des 12. oder des 16. Jahrhunderts mit in den Blick nimmt. Denn in Mittelalter und Früher Neuzeit gewinnt das Ich sein Profil nicht durch Behauptungen der Unähnlichkeit und der Einzigartigkeit, sondern im Gegenteil durch Vergleiche und Analogiebildungen, die die Ähnlichkeit des Einzelnen mit – oft herausragenden – Figuren der Bibel oder der Geschichte ausstellen. Es ist vielleicht ein erstes Ergebnis der Analyse autobiographischer Texte der Vormoderne, dass dieses Sich-Ähnlich-

Machen-Wollen gerade nicht als Hinweis auf mangelndes Eigenbewusstsein oder gar ein Auflösen des Ichs in Gruppenbeziehungen gelesen werden darf. Vielmehr war es Ausdruck einer im Vergleich zur Moderne anders gelagerten Individualität, die mit dieser Form der Relationierung vom eigenen Selbstbewusstsein und vor allem von einer spezifischen Besonderheit des eigenen Ichs zu erzählen wusste.

Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Ermöglichung des Forschungsprojekts, ebenso Carina Engel für ihre Mitarbeit und ihre wertvollen Recherchen und Hinweise zur Autobiographik des 19. Jahrhunderts. Wir danken ferner den Gesprächspartner*innen, mit denen wir einzelne Kapitel und Ergebnisse des Buches diskutieren konnten: Rosamond McKitterick (Cambridge), Sarah Nienhaus (Münster), Jörg Sonntag (Dresden), Martina Wagner-Egelhaaf (Münster), Tobias Werron (Bielefeld) und Kerstin Wilhelms (Münster). Ein besonderer Dank gilt Christopher Kuhlmann (Bielefeld) für die gründliche Lektüre und das Lektorat aller Texte sowie die unermüdliche Hilfe auf dem Weg vom Manuskript bis zum fertigen Buch.

Bielefeld, im Februar 2020

